

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 297 Bromberg, den 28. Dezember 1932.

Der Jüngling im Feuerofen

Roman von Heinz Steguweit.

(18. Fortsetzung.)

Keiner frage mich, wie das kommen konnte. Ich wollte auch etwas haben. Warum immer nur die andern. Dies mag genügen: Wir umarmten uns, Mariechen aus dem Deutzer Hospital und ich! Und merkten nicht, daß drei Menschen offenen Mundes in der Küchentür standen: Susanna, Adam und Eva. Sie staunten wie vor einem himmlischen Wunder, und dieses Staunen war so heiß wie das Fegefeuer in meiner eigenen Brust.

„Wie kommst du her, Mädchen?"

Maria war ihrer Stimme nicht mächtig. Sie löste den Arm von meinem Nacken und zeigte mir ihr Kind, das unter dem Brusttuch geschlummert hatte und jetzt aus dem winzigen Halse Zeter und Mordio schrie.

„Dein Kind ist lebendig geblieben?"

Die junge Mutter nickte. Ich sah, wie ihre Augen kämpften.

„Ein Mädchen?"

Maria winkte ein entschlossenes Nein.

„Ein richtiger Junge?"

„Ja!"

Dieses erste Wort kam hart, aber stolz. Ein Junge, der nicht sterben sollte. Da reckte ich mich gerade.

Nun standen auch die andern bei uns. Frau Eva beschwichtigte den kleinen Boche, indem sie ihn kitzelte. Der Bub spuckte Bläschen vor Wonne, schwieg jetzt artig und fing Fliegen mit dem rosa Pfötchen. Nie war ich hilfloser gewesen. Wem gehörte ich noch? Dem Hause Anker? Dieser duldenden Mutter? Mir selber? Ich mußte mit Maria sprechen, darum fragte ich Adam Anker: „Darf ich zum Mittag meinen Besuch einladen?"

Der Wirt schlug mir die Schultern ein: „Manes, wir sind Brüder jetzt. Und nu kei Wort mehr, gell?"

Da schlich ich aus dem Hof, das Herz zum Platzen voll, im Arm das Madönnchen mit dem Kind.

In der Kirchentür stand Gottlieb Donatus, der magere Küster. Er rief mich strahlenden Gesichtes an:

„Ich darf die Glocken läuten, der Pastor hat's erlaubt!"

„Tu es, Donatus, wir haben ja Sonntag mitten in der Woch'!"

Maria fragte scheu: Warum Glocken?"

„Für dich, Maria, nur für dich!"

Wie klopfte mein Herz, wie zitterte mein Ungestüm in allen Gelenken. Ich hatte nicht den Mut, die junge Mutter anzuschauen. Was wußte ich von ihr? Nur, daß ich ein Anrecht auf ihre Milde hatte. Und sie fand nichts dabei, daß ich immer noch bärtig und verschmiert in einem viel zu engen Anzug hing. Daß ich als Stromer neben ihr durchs Dorf strauchelte, während sie ein duftiges Sommerkleid mit geblümten Mustern trug.

So kamen wir an den Rhein, das Wasser roch wie frisches Heu. Die Sonne klomm höher, kein Wölkchen weidete am blauen Himmel, ein Wetter zum Eierlegen, sagten die Bauern, die uns grüßend in den Weg liefen. Dann waren wir allein, und Maria suchte schon ein grasiges Revier am Ufer. Dorthin streckten wir uns wie sorglose Sommerfrischler, dachten nur an die Güte des Augenblicks, jeder erwartete vom andern, daß er ein frommes Wort zum Weiterspinnen fände. Aber das kleine Kind, das wieder in mir wohnte, war zu ängstlich für eine Zärtlichkeit. Da hatte ich im Krieg sieben Schlachten ausgehalten, hatte stürmen, bluten, kämpfen und brennen müssen, — vor diesem Mädchen benahm ich mich täppisch und schüchtern, obzwar meine Seele in geheimen Verzückungen schwelgte. Doch ließ mich eine andre Not das erste Wort finden: „Maria, du bist . . . verheiratet?"

Das Mädchen winkte ein klares Nein und wurde rot dabei.

„Aber du heißt doch Maria Selbach?"

„Ich hab mich hier nur als Frau ausgegeben, weil ich doch — —!"

Sie küßte ihr Kind, so daß ich verstehen mußte.

„Nun erzähl mir, wie ist in Köln wieder alles gut geworden? Wie fandest du dich hierher?"

Maria drehte mir ihre Schulter zu. Nicht aus Abneigung, es hatte andere Gründe: Der Knirps in ihrem Arm mußte seine Mahlzeit haben. Ich hörte ein Schmatzen und kindliches Grunzen, während die junge Mutter ihre Brust behutsam ins Tuch bettete, daß sie im Schatten läge. Und Maria Selbach erzählte ihre Geschichte, zuerst stockend, dann immer hastiger werdend, war sie doch selig, nach langer Irrfahrt endlich einen Menschen zu haben, dem sie sich ausschütten konnte: „Ich bin jetzt mutiger geworden, seitdem ich den Jungen habe. Mein Bräutigam hätte mich gewiß geheiratet, er ist aber in Frankreich gefallen. Am 20. Oktober 1918. Kurz vor dem Ende. Da hab ich meinen Eltern alles beichten müssen. Die Mutter grämte sich, der Vater warf mich aus dem Hause. Der Schande wegen. In Köln hab ich dann Schluß machen wollen, — das übrige wissen Sie!"

„Maria, — sag Du!"

Sie zitterte. Hätte ich in diesem Augenblick nicht plump und einfältig Schmollis gemacht, wäre Maria ans Weinen gekommen. So aber guckte sie mich versöhnlich an: „Beim Du muß man eigentlich trinken!"

„Der Junge trinkt für mich mit, Maria!"

Ich spürte eine Ohrfeige, die nicht weh tat, doch traf mich gleich hinterher ein Blick, der wieder um Gnade bettelte.

„Wo wohnen deine Eltern, Maria?"

„In Virnich, nicht weit von Köln. Mein Vater hat eine Ziegelei!"

„Und wie bist du nach Mostheim gekommen?"

„Gestern abend stand alles in der Zeitung, auch die Sache mit den fünftausend Franken. Deinen Namen kannte ich sofort, und da hab ich mich auf die Bahn gemacht, um — — —"

„Na, um —?"

„Um dich zu . . . sehen!"

Sie herzte wieder den trinkenden Buben.

„Gefall ich dir, Maria?"

Sie gab keine Antwort. Ich hätte sie gern noch einmal gefragt, wenn ich nicht so ungewaschen und borstig gewesen wäre. So schob ich's auf bis später und wurde manierlicher.

„Ich hab oft an dich denken müssen, Maria. Wie lange durftest du im Spital bleiben? Ist der Doktor mit den Chinesenaugen artig gewesen?"

„Ich blieb bei den Deutzer Schwestern noch drei Monate. Sie wollten mich nicht eher fortschicken, bis ich das Kind hatte."

Maria Selbach nestelte an der Bluse und zog einen Brief hervor: „Hier, für dich!"

„Von wem?"

„Von Frau Quambusch!"

„Wie kommst du an die Quambuschs?"

Maria erzählte eine absonderliche Geschichte. Dreimal noch hätte die Mutter meines Leutnants am Deutzer Hospital angerufen. Immer ohne Erfolg. Schließlich sei sie selber gekommen, hätte den eigensinnigen Manes Himmerod aber nicht mehr angetroffen.

Das konnte schon stimmen. Damals war ich längst Fuhrknecht bei Witwe Jodokus Himmelreich in Efferen am Vorgebirge. Maria Selbach erzählte weiter: „Sie war eine gute Dame, die alte Frau Quambusch. Sie hat mir von dir und deinem Blut erzählt, hat mir die Wäsche für mein Kind geschenkt und Kleider für mich selber gekauft, alles neu und ungebraucht. Vor vierzehn Tagen besuchte ich sie in Keltenich, da gab sie mir diesen Brief. Irgendwo würde ich dich doch treffen, dann sollte ich dir herzliche Grüße ausrichten!"

„Wie ging es dem langen Lulatsch?"

„Wem?"

„Nun, dem Leutnant?"

„Der hinkte noch am Stock, war aber sonst gesund und heiter. Er sagte immer wieder, du wärst ein guter Soldat und ein noch besserer Querkopf gewesen!"

Maria drückte den Säugling bequemer an die Brust, während ich den Brief von Mutter Quambusch aufriß:

„— — zu ewigem Dank verpflichtet — — Freund meines Sohnes — — Blutsbrüderschaft — — das Haus jederzeit offen — — immer hilfsbereit — — Ihre zweite Mutter

Elisabeth Quambusch. —"

Ich zerriß den Brief und sah, wie die weißen Fetzen sanft den Rhein hinabtrieben. Ich war nicht wütend, doch reizte es mich, den Wechsel eines Schuldners verschmähen zu können; ich wollte nicht eines Tages in Versuchung kommen, mit diesem Zettel ein unselbständiges Geschäft zu machen. Maria Selbach schlug mich auf die Finger: „Schäm' dich, das war der Brief einer gütigen Mutter. — Überhaupt, ich reise wieder ab!"

War ich wieder einmal hochmütig gewesen?

„Maria, manchmal plagen mich solche Mucken. Trag's nicht nach, ich brauche einen, der mich bessert, man verwildert mit der Zeit. Gegen Mutter Quambusch hab ich nichts, aber der Sohn, der war immer ein Querkopf!"

„Ihr scheint mir beide nicht ganz bei Trost gewesen zu sein!"

Ich legte meinen Arm um die Schmollende, aber sie sträubte sich und sagte, so weit wären wir noch lange nicht.

Nun hatte der Bube sich vollgetrunken, so daß er warm und weich hinüberschlummerte. Maria wischte ihm den Rahm vom Mäulchen, dann mußte ich den Wurm einen Augenblick halten. Da lag er denn wie ein frisches Graubrot auf meinen Armen. Ich wollte das Kind zärtlich wiegen, aber das sei jetzt falsch, belehrte mich Maria: „Die Milch kommt sonst hoch!"

Mittlerweile hatte sie die Bluse zugeknöpft, ich wurde meiner Last entledigt, weil ich zu stoffelig wäre für derlei süße Dienste. Dann erzählte Maria Selbach von daheim. Die Mutter schickte ihr immer noch heimlich Geld, der Vater dürfte es nicht wissen. Der Alte habe sie im siebten Monat ihrer Schwangerschaft vors Haus gestoßen. Und er bestehe heute noch hartnäckig darauf, seine Tochter dürfe ihm nicht mehr unter die Augen kommen.

Maria hatte noch mehr von diesem strengen Vater erzählt, aber meine Ohren waren unaufmerksam geworden: Ich starrte zum Strom und sah eine scheußliche Fracht um die Kribbe treiben. Auch Maria mußte die Leiche gesehen haben; denn sie stockte und klammerte sich an meinen Arm, um die schmerzhaft geschlossenen Augen in meiner Jacke zu vergraben.

„Maria, es gibt viel Leid in der Welt. Wir sind nicht die einzigen!"

Die Sonne stand senkrecht über Mostheim und verbrannte das Gras, auf dem wir ruhten. Ameisen krabbelten über unsere Hände, zuweilen schlugen wir lästige Wespen in die Luft zurück, damit sie dem schlafenden Kinde kein Leid taten. In Lorchhausen blies ein rührseliger Epikuräer Trompete: Behüt dich Gott — —! Maria wurde wehmütig, das Lied flog so schmalzig über den Rhein, daß sich die Wellen kräuselten.

„Und wie heißt der Junge?"

„Er hat noch keinen Namen. Ich meine oft, er dürfte niemals größer werden. Darum ist mir bange. Er hat ja keinen Vater!"

Seltsam, daß Maria plötzlich etwas ganz andres zu erzählen begann: Von den Engländern, die sich in Köln durchaus anständig betrügen. Die Tommies hätten noch keine Verbrechen begangen, während man von den Franzosen und Belgiern jeden Tag die wüstesten Dinge hörte. Mittlerweile seien auch Kriegsgefangene ausgetauscht worden, das wären Szenen gewesen. Und die Geschäfte hätten alle gut zu tun, nur das Geld würde immer weniger, der Pöbel käme nicht zur Ruhe, die Polizei dürfe kaum mehr zugreifen. Die wirklich Armen liefen sich unterdessen die Beine nach ehrlicher Arbeit ab.

Aber das wußte ich doch alles das machte mir Kummer wie jedem, der sich um gerechte Gedanken mühte.

„Maria, was soll nun werden aus dir und deinem Kind?"

Das Mädchen zuckte mit den Schultern und suchte wieder das Wasser ab: „Heut bin ich ja noch hier, man lebt von einer Stunde in die andre, jede kleine Freude ist ein Geschenk vom lieben Gott!"

„Maria, der Junge muß einen Vater haben!"

Die kleine Mutter stand auf, sie war lahm geworden von der Sonne und vom ruhigen Sitzen. Ich mußte sie stützen, damit das Kind nicht erwachte. Eine Antwort durfte ich nicht hören, aber Maria ging jetzt drei Schritte vor mir, so daß ich sie zum ersten Mal ganz betrachten konnte: Sie war nicht schlank und nicht drall, sie war so gewachsen, wie es sich gehörte. Die Füße staken in schwarzen Halbschuhen, im Nacken hing ein braver Haarknoten, an den Ohren baumelten Ringe, der geblümte Rock des Sommerkleids schaukelte fraulich bei jedem Schritt. Alles war wie leise Musik. Wie ein deutsches Volkslied.

„Maria?"

Auf meinen Anruf drehte sie sich um; die Sonne fiel ihr jach ins Gesicht. Da deckte sie die Hand über die Stirn: „Was soll ich?"

„Nur stehenbleiben!"

Jetzt sah ich ihr ins Gesicht, das nicht blaß und nicht braun war. Zwischen den frischen Wangen hockte eine Stumpfnase, über der Stirn war das Haar gescheitelt wie auf einem Kölner Madonnenbild.

„Maria, der Junge muß einen Vater haben!"

Sie neigte den Kopf, ließ die schattende Hand sinken, drückte das Kind mit dem Brusttuch an sich.

„Komm, es sieht uns keiner!"

Da küßte ich sie, und der warme Mund sträubte sich nicht.

„Manes, wen hatte ich noch?"

— — —

Als wir ins Dorf kamen, hielten wir uns an den Händen fest wie Kinder. Mein Reich war nicht mehr von dieser Welt.

In der Tür vom „Goldenen Anker" standen sie wieder alle drei: Adam, Eva und die fette Susanna. Sie stießen sich kichernd in die Rippen, als wir näher kamen. Adam Anker lief mir entgegen: „Wir wolle Mittag esse, wir all zusamme, gell?"

Maria hatte nichts einzuwenden, zumal sie das Kind auf Eva Ankers Bett legen durfte.

In der Wirtsstube speisten die bläulichen Offiziere. Keiner sprach eine Silbe, jeder löffelte sein Süppchen. Eva Anker offenbarte mir, diese Einquartierten überträfen einander an Artigkeit.

(Fortsetzung folgt.)

Das Lied von der Erde!

Weihnachtsskizze von Gerhard v. Gottberg.

Es war ein niederes, verwohntes Zimmer, mit einer kleinen Kammer nebenan und dem Kochherd im winzigen Flurraum. Ein Wohnblock im Häusermeer, da die Menschen einander stoßen, quälen und martern, weil keiner genug Hausung hat und keiner einmal allein sein kann. Großstadt!

Hier wohnte sie mit den Kindern. Hier nähte die stille, abgehärmte Frau tagaus tagein für ein Geschäft drüben im Handelsviertel. Hunger und Not waren bei ihr stete Gäste. Und wenn sie die Nächte zur Arbeit zu Hilfe nahm, dann rannen ihr die Zähren, dann durfte sie sich ihrem Elend hingeben, das sie am Tage ihren blassen Kindern fern hielt. — Einmal aber war sie ein junges, lachendes Ding gewesen, dessen Liebe nur dem einen, dem seltsam starren und seltsam tiefgründigen Manne zuschlug. Einst war sie eine Frau gewesen, die Ansprüche stellen durfte. Heute? Ihre zitternden Hände, ihre schwache Kraft wurden einzige Abwehr gegen den Hunger und das Verelenden der Kinder.

Weihnacht vor der Tür! Drei verlangende Augenpaare, die schüchtern, keine Frage wagend, der Mutter harren. Und sie wird ihnen höchstens einen Baum mit einem Lichtchen für jedes Kind geben können, sie wird nicht nachsinnen dürfen . . . der Schönheit ihrer eigenen Kinderzeit.

Das geht nun schon im vierten Jahr! Sie war Witwe und nicht Witwe, Gattin und doch nicht Gattin in dieser Zeit. Sie hatte klammernde Sehnsucht im Herzen, und wenn sie ging, ihn zu sehen, den man als armseligen Irren lebend begraben mußte, dann standen noch auf Wochen Schreck und Marter in ihren starren Augen. Er erkannte sie ja nicht, und er sprach doch zu ihr, aufgeregt und klagend, von seinem Schaffen. Der stille, freundliche Arzt hatte sie dann fortgeführt, stumm auf ihre Fragen den Kopf schüttelnd. Und dann — sie weiß selbst nicht, daß es erst Monate her ist — stand sie an des Mannes Sarg.

Es sind entsetzliche Jahre, die nur die Pflicht an den Kindern als Rückhalt kennen; es sind traumlos verzehrte Nächte, da man schläft, weil das Hirn die Not nicht mehr umfassen kann, die Hoffnungslosigkeit.

Sie hatte die Arbeit zur Seite gelegt, beugte sich über einige weiße Druckbogen, die man ihr ins Haus schickte. Wer schrieb das? Wer sandte es ihr? Sie hat lange nicht gelesen . . . seit ihr Mann von ihr geführt wurde. Sie mochte nicht, öffnete die Lade mit den Manuskripten des Toten nie mehr. Und sie liest nun doch. Es ist so seltsam, das alles. „Das Lied der Erde", steht über den langen, schmalen Bogen. Aber es ist kein Lied! Es ist erst alles wirr und verworren; das große Leid, was jeder Mensch verständnislos allein zu tragen hat! Und Gewalt spricht aus ihm, Sehnsucht, Kampf und Verzagen, bis es ausklingt, das Lied der Erde . . . bis es packend uns hinwirft, nicht mehr losläßt . . . weich und verquollen in einem Schicksal, das sich vollendete.

Gegensätze des Daseins! Sie ist am nächsten Morgen noch verträumt von den Seiten der nächtlichen Stunde, und sie geht doch im kalten Grau des Wintertages. Das Bäumchen kauft sie, drei Lichter und für jedes Kind ein kleines Stück Gebäck. Und diese einst verwöhnte Frau fühlt sich reich und glücklich, daß sie ihren Kindern noch etwas schenken kann.

Abends sitzt sie stumm im Glanz der Lichter des Baumes und der Augen ihrer abgemagerten Kleinen. Und sie harrt, sie weiß nicht worauf . . . es muß etwas kommen, etwas ganz Helles, etwas Fernes. So wie gestern das „Lied der Erde" ihre Erlösung brachte. Sie weiß nicht, auf was sie harrt?

Unter dem Lichterbaum singen drei Stimmchen dünn, doch glückselig: „Christ, der Retter, ist da!"

Und dann flackern die drei Lichter der Armut im Luftzug. Der stille Arzt steht im Zimmer, hat drei Pakete, bringt die Kleinen in die Kammer, wo jauchzendes Erzählen ist. Sie aber hat die Hände ineinander verschlungen, sie kann nicht aufstehen.

Und dann spricht der Arzt zu ihr. Seine Stimme ist ganz tief und rauh;! sie sieht ihn kaum im Dämmerlicht der Kerzen. Er spricht von den Bogen, die er ihr sandte, vom „Lied der Erde".

„Ich komme erst heute zu Ihnen. Wollte noch warten, ob mein Tun recht wäre, wollte keine Hoffnungen erwecken, ehe nicht Klarheit gegeben ist. Nur die Druckbogen des „Lied der Erde" sandte ich Ihnen. Ihr Mann schrieb es, der wilde, aufbrausende, der erst still wurde, wenn er Papier und Bleistift erhielt. Ich las seine Gedanken, wie es meine Pflicht als Arzt ist. Aus Verschattung und Verwirrnis schrie Schönheit, aus Sehnsucht Erlösung. Ich nahm die losen Seiten, feilte und . . ."

Er legt das Buch in ihre Hände, den schwarzen Band mit den weißen Lettern „Lied der Erde!"

„Es ist das Erbe Ihres Mannes. Das erste Zehntausend ist schon in einem Monat vergriffen. Nur Erbe; denn Lohn findet allein der Künstler im Totenlorbeer."

Sie sitzt und starrt in das letzte verzuckende Lichtlein; sie hört das Jauchzen der Kinder nebenan im engen Kammerbett. Sie empfindet kaum, daß dies Erbe ihre Sorgen verscheucht, dies „Lied der Erde" eigentlich unwirklich der Erde, sondern überirdisch ist.

Der stille, ernste Arzt hat ihre Hand genommen. Ganz leise ist seine rauhe Stimme: „Denken Sie nicht zuviel nach! Es wird alles lichter werden. Und wenn ich darf . . . lassen Sie mich wiederkommen, zu den Kindern, zu Ihnen, ich bin auch einsam und immer allein!" Sie nickt nur. Die Tür schlägt knarrend hinter ihm zu.

Ihre Hände umkrampfen das Vermächtnis des Gatten, an dessen Können sie niemals geglaubt.

Aber Weihnachtsglocken klingen von fern über die Dächer. Drei kleine blasse Kinder haben heute das Lachen gelernt.

Der Weihnachtsstein von St. Vito.

Historie von Helmuth Miethke.

Gegeben zu Schönbrunn im Dezember des Jahres Eintausendachthundertundfünf: „Die Dynastie von Neapel hat aufgehört zu regieren — Napoleon." Mit diesem Edikt entthronte der Korse die Bourbonen in Neapel.

Begreiflicherweise geriet der neapolitanische Hof beim Eintreffen der Nachricht in größte Aufregung, wußte man doch nicht, welche weiteren Maßnahmen Bonaparte plante.

An der Heerstraße, die von Neapel nach Nola führt, lag seinerzeit die Abtei St. Vito. Im Jahre 1925 starb in malerischer Gegend bei Mantua — auf seinem Landsitz St. Marco della Grazia — der von seinen Mitbürgern hoch geehrte und als Menschenfreund bekannte Signor Avaroli Cavota.

Diese Tatsachen, so zusammenhanglos sie auch erscheinen mögen, bilden das A und O der folgenden, immerhin nicht ganz alltäglichen und einigermaßen wundersamen Historie, zu deren näherem Verständnis sie vorangesetzt werden mußten.

Am Weihnachtstage 1805 bemerkte ein dienender Bruder des heiligen Vito einen guten Steinwurf vom Kloster entfernt ein merkwürdiges säulenartiges Gebilde, das bisher nicht dagestanden hatte. Unwillkürlich bekreuzigte er sich, glaubte er doch im ersten Augenblick an einen Teufelsspuk. Danach begab sich der Abt mit einigen Brüdern an Ort und Stelle des sonderbaren Hügels und stellte fest, daß es sich um ein viereckiges, nach oben spitz zulaufendes, etwa drei Meter hohes Steinmal handelte, das an der Westseite folgende Inschrift in französischer Sprache trug:

„An jedem Weihnachtstag, zur Stunde des Sonnenaufgangs, habe ich einen goldenen Kopf."

Die Neuigkeit von dem geheimnisvollen Stein sprach sich bald herum und jeder, der in die Nähe kam oder die Heerstraße entlang zog, bestaunte das Rätsel. Kaum verwunderlich also, wenn am 25. Dezember des folgenden Jahres lange vor Sonnenaufgang sich eine ansehnliche Menschenmenge einfand, um das „Wunder des goldenen Kopfes" mit eigenen Augen zu schauen, das Wunder, das sich allerdings — wie vorauszusehen war — nicht ereignete, obgleich man sich fast die Hälse ausreckte.

Nach dieser Sensation, die keine war, versandete das Interesse an dem Vitoer Stein. Wohl kamen hin und wieder noch Neugierige, auch versuchten Phantasten mit Hilfe von Zauberwerk den vermeintlichen Schatz zu heben, der Obelisk aber blieb verschlossen. Als die Abtei 1826 einem anderen Orden übertragen wurde, gruben die Mönche

vor dem Verlassen des Klosters den Stein aus, aber auch sie fanden den Goldschatz nicht. Ihren Nachfolgern erging es nicht besser. Man glaubte allgemein an einen schlechten Scherz und tat danach. Nur dem Wanderer, der hier seine Straße zog, galt die Säule noch als Sehenswürdigkeit.

So kam auch der junge Lazaroni Avaroli Cavota, als er sich eines sonnigen Herbsttages anno domini 1857 auf dem Wege nach Neapel befand, an den Ort, musterte den Wunderstein von allen Seiten und las kopfschüttelnd die verwitterte Inschrift. Damit gab er sich jedoch nicht zufrieden, sondern warf den Ranzen ab und ließ sich gemächlich im Schatten der Säule nieder. Denn er hatte Zeit — und die war es, die vor allem zur Lösung des steinernen Problems benötigt wurde. Diesen Umstand hatte bisher niemand in Betracht gezogen.

Im Anblick des Obelisks versunken, merkte der Landstreicher nach einer Weile, daß ihn die Sonne blendete. Er wandte sich ab. Dabei glitten seine Augen unwillkürlich dem Schatten entlang, der in eine kaum erkennbare Spitze endete. Dieser im Sonnenglast leicht pulsende schmale Flecken löste plötzlich die Erkenntnis in dem Sinnenden aus. Er sprang auf, trat auf die Stelle zu und murmelte: „Der Kopf — der goldene Kopf — natürlich, so ist es und nicht anders." Damit schulterte Cavota sein Gepäck und ging pfeifend davon, um sich in der Frühe des Weihnachtstages mit einer Schaufel bewaffnet wieder einzufinden. Kein Mensch kümmerte sich um ihn. Der Himmel war wolkenlos. Als die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne den Kopf des Steines vergoldeten, faßte der Schatzgräber seinen Spaten, begann dort, wo der lange Schatten der Säule zu Ende ging, zu graben und — förderte bald einen Tornister zutage, wie er in dieser Form in der französischen Armee in Gebrauch gewesen. Als er das Leder aufriß, fand er darin sorgfältig verpackt fünfundachtzig Tausend Zechinen.

Dies ungewöhnliche Weihnachtsgeschenk begründete den Reichtum des ehemaligen Lazaronis Avaroli Cavota.

Woher die italienischen Goldstücke stammten und wer sie vergraben hatte, ist niemals entdeckt worden. Soviel aber scheint sicher, daß der ehemalige Eigentümer, der unter den Angehörigen des zu Beginn des 19. Jahrhunderts in Neapel residierenden bourbonischen Hofes zu suchen sein wird, nicht ohne Grund den geheimnisvollen Weihnachtsstein bei St. Vito errichtete.

Weihnacht 1812.

Eine Anekdote von **Robert Hohlbaum.**

Ich habe diese Geschichte natürlich aus zweiter Hand empfangen, mein Urahne hat sie erlebt und meiner Großmutter mitgeteilt. Und die wieder erzählte sie im ersten Dämmern eines jeden Weihnachtsabends, wenn die Ungeduld des Knaben das Warten nicht mehr ertrug. Mich fesselte damals nur das Spannende des Geschehens, der Schauer aufgewühlter Zeit, die tiefere Deutung verstand ich erst später. Und auch die versank im Fluten der Jahre. Erst jetzt ersteht das Erlebnis des Urahnen wieder vor mir in reinster Klarheit, jetzt, da wir im Dunkel leben und in unserem hoffenden Herzen einen Lichterbaum entzünden möchten, uns einen Weg in den Frühling zu finden.

Mein Urahne besaß ein Haus und Landgut unweit den Toren einer Stadt, die das Unglück hatte, an der großen Heerstraße zu liegen. Schwerer als auf anderen lag die Last feindlichen Einfalls auf den Bürgern. Das ehemals reiche Gehöft meines Ahnen war schadhaft und halbverfallen. Die zwei letzten mageren Kühe dösten im Stall. Das letzte Dörrfleisch hatten die Franzosen gestohlen, als sie voll wilder Zuversicht nach dem Osten zogen.

Das war im Frühling gewesen. Der Sommer brachte lähmende von Angst durchzitterte Stille. Dann aber züngelten die ersten Botschaften auf. Rückzug. Der frühe russische Winter fräße die stolze Armee. Niederlage auf Niederlage. Die Stumpfen hatten nicht mehr die Kraft, das zu glauben. Und wenn sie glaubten, dann erweckte die erlösende Kunde graue Angst vor den Rückkehrenden, die wohl das Letzte zertrümmern würden, was noch an lächerlich kleinem Glück geblieben war.

Der Weihnachtsabend war dunkler als alle Tage bisher. Im frühen Dämmern saß die Familie in der großen Küche. Der Vater hatte eine Tanne aus dem Walde und der Sohn bunte Kerzchen aus der Stadt gebracht. Die Frauen schmückten schweigend den Baum. Der letzte rote Zierat bebte noch am Aste, da drang schneedumpfer Hufhall herein, kein Schellenklang, gespenstisch hielt ein Schlitten. Die zermürbten Deutschen preßten den Atem, die Frauen drängten an die Männer: Was auch kam, es mußte ja doch irgend ein Unheil sein.

Noch immer saßen sie reglos, als schon der französische Offizier in der Tür stand. Aus der Tochter brach ein Schluchzen, aber die Alten erhoben sich langsam, deckten auf des Fremden Geheiß den Tisch in der dem Fenster fern liegenden Ecke, und die Mutter stellte Wasser zu einem heißen Tranke auf den Herd. Der Sohn lauschte den Worten der Franzosen. Das war nicht der gellende Übermut von früher, ein gehetzter Klang lag darin, etwas wie schlecht verhüllte Angst. Höher reckte der Junge den Kopf, wagte es, den Franzosen zu betrachten. Ein Lachen wollte in ihm aufkeimen. Der zerschlissene Pelz ließ die Tressen der Uniform sehen, die Reitstiefel waren von Fetzen umwickelt, und statt des Tschakos deckte ein turbanähnlicher Tücherwulst den Kopf.

Der Fremde kehrte sich um, öffnete ehrerbietig die Tür. Ein kleiner Mann trat ein, so dicht in Pelze gehüllt, daß nur zwei stechende Augen aus der Wirrsal blickten.

Die Alten kredenzten den Wärmetrank, stellten die letzten Speisen auf den Tisch. Gierig tranken und aßen die Fremden. Dann saßen sie schweigend. Der kleine Pelzvermummte schlief, der andere starrte, den Schlaf bewachend, ins Dunkel.

Schweigend saßen auch die Deutschen, gesenkten Hauptes, sich vor Ungewissem duckend. Nur des Sohnes Auge faßte die Fremden. Tiefer wob sich das Dunkel, spann eine unbestimmte ahnende Furcht von einer Gruppe zur andern. Sterbekälte kroch von den Fremden aus, würgte den Deutschen an Brust und Kehle.

Noch immer mußte der Sohn auf die stummen Gäste starren. Bis er sich langsam dem Bann entwand, aufstand, an Stein und Stahl Feuer schlug und die Kerzen des Baumes entzündete. Heller verströmte das Licht, freier atmeten die Deutschen, tranken den warmen Hauch, mit Tannenduft vermengt, lösten sich aus der Starrheit. Der Schläfer drüben erwachte, starrte ins plötzliche Licht und verhüllte die Augen. Dann sagte er — mein Urahne hat jedes Wort deutlich gehört, sein Lebtag den hohlen Klang nicht vergessen —:

„C'est comme une âme brûlante" (Wie eine brennende Seele). Dann gingen die Franzosen. Der Schlitten glitt wie ein Spuk davon. Und der letzte Hufhall ertrank im Knistern des Weihnachtslichtes, das in unendlicher Güte mit milder Macht den befreiten Raum erfüllte.



Die Vorläufer des Schlittschuhs.

Die Fortbewegung auf dem Eise mit Hilfe besonders dazu geschaffener Mittel ist schon uralt. Wie 3000 Jahre alte Ausgrabungen beweisen, benutzte man als Vorläufer der Schlittschuhe eine Konstruktion von scharfgeschliffenen Pferdeknochen. Wie naturgemäß, haben vor allem die Anwohner der See, die Friesen, Holländer, Skandinavier und Finnländer sich dieses Eisschuhes bedient, doch war der Eislauf auch bei anderen Germanenstämmen bekannt, wie aus der „Edda" zu ersehen ist. In ihr wird berichtet, daß der Gott Uller sich vor den anderen Göttern durch Schlittschuhe auszeichnete. Die ersten Schlittschuhe, deren Laufflächen aus Metall waren, wurden im 13. Jahrhundert in Holland angefertigt und kamen von dort nach Frankreich, wo sich sogar eine besondere Zunft bildete, deren Mitglieder sich ausschließlich mit der Anfertigung von Schlittschuhen, oder, wie sie damals genannt wurden, „Schrittschuhen", befaßten. Diese Schlittschuhe bestanden aus einer Holzsohle mit einer Metallkufe, und wurden durch kreuzweise geschnallte Riemen am Fuß festgehalten. Der moderne Schlittschuh ist eine amerikanische Erfindung und wurde im Jahre 1826 durch einen Amerikaner, namens Watkins, zum ersten Mal nach Europa gebracht.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.